

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 31 (1949)
Heft: 36

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzelnummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Eingehungen auf Postgebühren VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Akademie: August Fide, Verlos, Grossestrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 222 52, Postfach-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einseitige Zeile mit 10 Wörtern oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. / Offizialgebühren 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Nachdruckveröffentlichung der Inserate — Inseratenschluß Montagabend

Die Frau und die Unesco

Von Dr. Ita Comazzi-Bern

Vortrag am Unesco-Abend von Radio Zürich, 25. August 1949

Bevor man als Frau zur Unesco Stellung nehmen vermag, muß man sich als denkender Mensch klar werden, was sie ist, was sie erstrebt und wie sie ihre Aufgaben zu lösen, ihre Ziele zu erreichen sucht. Erst dann wird man sich fragen können, — sofern einem das großartig geplante und im Beginn stehende Unternehmen nicht durch sich selbst schon auf sachliche Weise die Frage beantwortet hat, — erst dann mag man sich fragen, ob diese Institution mit ihrer Organisation, mit ihren Zielen und mit ihrer Tätigkeit die Frauen nicht nur als menschliche Wesen, sondern in ihrer besonderen Art und Lebenslage etwas angeht, ob sie sich auch um die Frauen bemüht und ob sich die Frauen für sie interessieren.

Denn die Unesco ist, wie die Bezeichnung in Abkürzung United Nations Educational, Scientific and Cultural Organisation angibt, eine der vornehmlichsten Spezialorganisationen der United Nations, gleich wie die Internationale Arbeitsorganisation, die Weltgesundheitsorganisation, die Ernährungs- und Landwirtschafts-Organisation u. a. Sie hat wie diese die internationale Zusammenarbeit zu fördern und zwar auf den verschiedenen Gebieten der Erziehung, der Wissenschaft und der Kultur.

In der Vollmacht des Bundesrates an die Bundesversammlung über den Beitritt der Schweiz zur Unesco vom 20. August 1948 heißt es: „Die Unesco stellt das bisher bedeutendste Unternehmen dar, das die Förderung der internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Erziehung, der Wissenschaft und der Kultur zum Ziele hat.“

Entstanden aus dem Bedürfnis der Erziehungsminister kriegszerstörter Länder, ihre Schulkinder, die wissenschaftlichen, beruflichen und elementaren Bildungsanstalten, die Bibliotheken, die Museen, die Epitaphen usw. wieder herzustellen und das geistige Leben von den schweren Verlusten und Wunden zu heilen und aus der Demoralisierung zu retten, bemüht sich die Unesco um die mannigfachen Aufgaben der Rekonstruktion und der Hilfe, besonders um Hilfe an die vielen Hunderttausende von Kindern, die in körperlichem und seelischen Elend zu verkommen drohen. Sie stellt Rat, Personal, Material und Geld zur Verfügung, — so listet sie z. B. aus ihrem eigenen Budget seit 1947 die Summe von über 700 000 Dollars, vermehrt durch große Summen aus Fonds, die durch Spenden und Sammlungen gesammelt werden und die als Treuhänderin verwaltet.

Aber schon von der Gründung an, die im November 1945 in London stattfand, wo die damalige Unterrichtsministerin Miss Ellen Wilkinson die Verhandlungen leitete, an denen Frau Eleanor Roosevelt als Delegierte der Vereinigten Staaten teilnahm, sah man über die beiden zeitlich und örtlich begrenzten Aufgaben hinaus die Hauptaufgabe, die die ganze Welt umspannt und alle Völker betrifft und die als dauernde Aufgabe sich stellt, die Aufgabe, durch Erziehung, Wissenschaft und Kultur zum Aufbau des Weltfriedens beizutragen.

In der Einleitung der Verfassung der Unesco erklären die daran beteiligten Regierungen im Namen ihrer Völker: „daß Kriege ihren Ursprung in der Seele des Menschen haben, daß daher die Schutzwehr des Friedens gleichfalls in der Seele des Menschen errichtet werden muß“, ferner: „daß eine weite Ausbreitung der Kultur und der Erziehung aller zu Rechtschaffenheit, Freiheit und Friedfertigkeit für die Würde des Menschen unerlässlich sind“.

Aus diesen Überlegungen heraus und im Glauben an den Wert ungeschmälterter und gleicher Bildungsmöglichkeit für alle, im Glauben an den Wert freier Erforschung objektiver Wahrheit und des freien Austausches von Ideen und Kenntnissen, — soll alles getan werden, um die Zusammenarbeit und das gegenseitige Verständnis unter den Nationen zu fördern, damit die Kultur verbreitet und weiterentwickelt, damit allen Menschen Gelegenheit zur Bildung gegeben werde, und damit durch geeignete Erziehung die Kinder in der ganzen Welt auf die Verantwortlichkeit freier Menschen vorbereitet werden können. Denn „der Frieden kann nur auf der geistigen und moralischen Solidarität der Menschheit aufgebaut“ werden, so wie der Wirtschafts- und Sozialrat der U.N.O. in wirtschaftlichem und sozialem Gebiet aufzubauen versucht, und der Sicherheitsrat es auf politischem Boden tun sollte.

Diese große Zielsetzung erfordert ein umfassendes und nur durch allgemeine Mitarbeit und durch dauernde Anstrengungen zu verwirklichtendes Arbeitsprogramm, das nur durch einen möglichst aktionsfähigen Arbeitsapparat auszuführen ist: Er besteht aus der durch die Vertreter aller Mitgliedsstaaten gebildeten Generalversammlung, die jährlich einmal zusammentritt, dem aus 18 Mitgliedern bestehenden Exekutiv-Rat, und dem Generalsekretariat, das seinen Sitz in Paris hat.

Die Unesco sucht ihre Ziele zu realisieren:

1. durch Zusammenarbeit mit den Vereinigten Nationen und ihren Spezial-Organisationen, mit den internationalen Organisationen und besonders durch die enge Zusammenarbeit mit den nationalen Unesco-Kommissionen in den einzelnen Ländern,
2. durch Koordinierung aller internationalen Bestrebungen,
3. als Zentralstelle für den Austausch von Informationen, von Ideen und Methoden, von Materialien, Büchern, Filmen, Photographien, als Zentralstelle für den Austausch von Personen: von Professoren und Studenten, Lehrern und Schülern, von Wissenschaftlern und Technikern, von Landwirtschaftern und Arbeitern, von Journalisten, Schriftstellern, Künstlern, von Bibliothekaren und Museumsleitern, bzw. aus von Experten, usw., wofür freistellen oder Subventionen gewährt werden, als Zentralstelle für die Veranlassung von Studien und Expeditionen über besondere Probleme, durch Ermöglichung von Experten-Missionen in Länder, deren Regierungen es wünschen,

als Zentralstelle für die Veranstaltung von Informationsreisen und von internationalen Konferenzen und als Zentralstelle für die Verbreitung von Ideen, von Ergebnissen der Forschung, von Mitteln, die für das gegenseitige Verständnis der Völker, für den Frieden, für die Verbreitung der Kultur förderlich sind. Dies soll insbesondere durch Presse, Radio und Film geschehen, durch die modernen Mitteilungsmittel, die den direkten Kontakt mit den breiten Massen der Völker möglich machen.

Für uns Schweizer und insbesondere für die nationale Unesco-Kommission, stellt sich die nicht leicht zu lösende Aufgabe, die Wege zu finden, wie von den Behörden, von der Kirche und von der Schule aus, wie von den Vereinen her, wie durch Presse, Radio, Theater und Film die einzelnen Bürger orientiert für diese großen Ziele interessiert, wie zur Mitarbeit gewonnen werden können, Ziele die zugleich meist auch diejenigen der nationalen Kulturbemühungen darstellen.

Die bundesrätliche Vollmacht vom 20. August 1948 betont, „daß die Schweiz als Land mit verschiedenen Sprachen und Kulturen noch weniger als ein anderes Land den belebenden Kontakt mit den ausländischen Kulturen entbehren kann, ... daß sich unser Land politisch und geistig isolieren würde, wenn es nicht an einer Organisation mitarbeitete, deren Ziele offensichtlich mit den Bestrebungen im Einklang stehen, die es selbst auf nationalem Boden und in seinen Bestrebungen mit den anderen Ländern zu verwirklichen sucht. Nach der Isolierung der Kriegszeit liegt es in seinem Interesse, mit Nachdruck jede Gelegenheit zu ergreifen, um seinen Horizont zu erweitern, um mit anderen Kulturen in Kontakt zu treten und an den

Bemühungen mitzuwirken, die zum Ziele haben, die Völker einander näher zu bringen und sie zu lehren, eine andere Sprache zu sprechen als diejenige der Furcht, des Hasses oder der Gewalt.“

Wir kommen zum Schluß. Brauchen wir noch hervorzuheben, daß und in wie hohem Maße wir Schweizer Frauen an solchen Bestrebungen interessiert sind? Das wir ein Interesse haben an der Förderung der Zusammenarbeit, um Kriege zu verhindern, Furcht, Gewalt und Haß zu vermindern und den Frieden aufzubauen? Haben wir ein Interesse daran, daß allen gleiche Möglichkeiten zu allgemeiner und zu professioneller Bildung und zu vermehrter Anteilnahme an der Kultur gegeben werden? Haben wir ein Interesse an der Meinung von Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit? In den anderen Kulturstaaten wird die Mitarbeit der Frauen vom Standpunkt der Sache und des Staates aus als unentbehrlich betrachtet. Für uns Frauen gibt es — dünkt mich — nur ein entschlossenes Ja, als denkende, als mitfühlende, als mitstrebbende Menschen, als Menschen, die den Glauben Platons teilen, „daß die Wissenschaft und der Friede die Unwissenheit und den Krieg besiegen werden, und daß die Völker einander näherbrücken werden nicht um zu zerstören, sondern um aufzubauen.“ Als Persönlichkeit finde ich mich Träger einer moralischen Verantwortung für Welt, Leben und Mitmenschen, und es gilt auch für uns das Wort Pestalozzis: „Als Werk meiner selbst fühle ich mich... gleichberechtigt und gleichverpflichtet zu tun, was mich heiligt und meine Umgebung segnet.“ In diesem Sinne finde ich Schweizer Frauen willig, die Unesco in ihren Bemühungen zu unterstützen. Wir sind zur Mitarbeit bereit. Möge sie uns nun auch gewährt werden zu immer reichlicher Zusammenarbeit.

Rundgang durch ein Buch

E. B. Es ist ein seltsames Buch. Kein Roman, in dem sich die handelnden Personen lieben oder bekämpfen, in dem sie in Monolog oder Gespräch dem gelesenen Leser zum Gefährten werden für die kurze Weile einer Freizeit.

Und doch ist es geladen mit Spannung gefüllt mit Monolog und auch mit Gespräch, es laßt sogar den Leser ein, am Gespräch teilzunehmen. Statt der Personen sind zwar da nur Sätze, in Form geprägte Gedanken. Sie sind lose aneinander gereiht, zwischen ihnen leben von ihnen ist ein höflicher kleiner Zwischenraum eingefügt, der Distanz gewährt. Lauter knappe Sätze, in sich geschlossene kleine Ganzheiten; doch hindert ihre geistige Selbstständigkeit es nicht, daß manche unter ihnen sich begegnen, sich gleichsam greifen, einander zuwischen in Gleichklang und gegenseitiger Entprechung, oder auch in scheinbarem Gegensatz beschreiben um sich schließlich dennoch in größtem Zusammenhang — in der Spiegelung, die Mensch und Welt im schöpferischen Wesen eines Künstlers erschaffen — zu finden. Es handelt sich um Hugo v. Hofmannsthal's „Buch der Freunde“.

Wie sich auf der Bühne oder im Roman Charaktere begegnen, so treffen sich hier die Sätze, befreundet sich, befehlen sich, führen Zwiegespräche.

*Hugo von Hofmannsthal, „Buch der Freunde“, Tagebuchaufzeichnungen. Insel-Verlag.

denen wir als isolierte Hörer beizuhören können, wenn wir es nicht vorziehen, beim einzelnen Gedanken zu verweilen, ihn nachschinnend auszuforschen.

Der vielbesprochene Mensch von heute hat wenig Zeit für Bücher. Er mag ab und zu einen dicken Roman oder einige dünnere Detektivgeschichten „herunterlesen“, das geht an; aber er findet selten die Zeit, sich auf schwere Lektüre zu konzentrieren. Sollte er deshalb nicht ein ganz anderes versuchen und sich das Gedankengut eines Wissenschaftlers durch Lektüre und Beständiges Bedenken von Aphorismen (nicht von aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten) zu eigen machen?

Wenn z. B. die Hausfrau liest: „In einem Familienleben sollte durch eine fortwährende Ausbreitung der wichtigsten Bezüge die Atmosphäre beständig aufgefüllt werden“ — ist ihr da nicht ein ganzes Programm aufgegeben? Sind wir uns klar, was das ist, ein fortwährendes leichtes Ausprechen der wichtigsten Bezüge? So oft geht das Gespräch um die unwichtigen Bezüge, um das Ergehen von Herrn oder Frau Soudou, um Kleider, um das ewig interessante Wetter, das bald zu heiß und bald zu kalt ist, um Preise oder um die eigenen oder nachbarlichen Krankheitszeichen, um die letzten Ferien oder den kommenden Film. Gewiß hat solches „leichtes Ausprechen“ über den

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten

Von Helene Böhlau.

Die Schreie der Wihhellen das ist Müß, die hat es lange nicht gehört! Heute ist es sein Recht! Offen und unversteht! Alles ist erlaubt! Es ist Wohnen, es ist Rasterei, der Scham steht vor wider Auf, das sein zu dürfen, was sie ist, der Bestie vor dem Maul und es heißt ehlicher Krieg und Mannesmut und alles ist in schöner Ordnung.

Solches haben die Leute in Weimar bei finsterner Nacht und bei hellen freundlichen Sonnenhellen kennengelernt. Bei hellen freundlichen Sonnenhellen, bei der Menschen Hand und göttlich gleichgültig beleuchtete. Die helle Sonne, die hat den Weimarern damals wohl getan; wie war das häßlich, diese helle Sonne über all dem Geseul — taktlos! Und sie hatten doch gemeint, daß der Himmel mit ihnen weinen müßte. Das hätten sie sich nicht vorgestellt, das machte sie betroffen. Er lagte und das war auch in der Ordnung lo — vielleicht hielt er es mit den Franzosen.

In dunkler Nacht, die von brennenden Säulen ausend erhellt wurde, und im hellen bösartigen Sonnenhellen, da war ein alter blonder großer Buz-

sche auf seinen starken Beinen Tag und Nacht unterwegs. Er hatte keine Sorge für das eigene Haus und hielt es mit allen, die bedrängt waren. Wie ein Teufel fuhr er durch die Straßen, durch das wilde, schleppende, brüllende Bad, fürzte da in ein Haus und dort in eins, und wo er eintrat, war eine ruhige, gelinde Kraft eingetreten, die geängstigten Leute lachen auf. „Da ist der Förster“, sagten sie — und da gab es immer zu tun für ihn. Er trat den Wühlerinnen, die sich, von der unsinnigen Todesangst der Bürgerseule angefaßt, aufgeregter fühlten und sich ihrer Gewalt freuten, ruhig, gut gelang entgegen, riß den Mund auf und lagte das eindringende Liebesgeseul an und pöste den ersten besten Mann und hielt ihn in die Höhe und ließ ihn anpölen und zeigte ihm gutmütig lachend wie einen Haken den geängstigten Leuten und dem Geseul, das nicht wußte, was es davon hatten sollte — der alte Riesenbär mit der Riesenkraft und dem Humor verblüffte sie und sie zogen ab — für einmal weigstens.

Da ist eine Kraft von zwanzig drin! lagte der Förster und schlug sich auf die Brust — und nicht den Leuten zu: „Ruhig! Ruhig! — ruhig! Ruhig! — Versteht sie doch, die Hunde!“ rief er den Zitternden, Schläglichen, Bangsamen zu.

Wenn in jedem Haus lo ein blonder Reel jäh,

da würden sie so artig kommen und so vorsichtig nehmen, aus Angst, daß sie was auf die Taten bekämen. — Das lagte er immer wieder und immer wieder und hoffte nicht, daß die Leute es nicht verstanden und nicht taten, was er wollte, daß er keinen einzigen solchen blonden Reel irgendwo fand, sondern lauter Leute, die drei Tage lang in der Gänsehaut festeten mit blauen Lippen, blauen Nägeln und klappernden Zähnen.

Der Förster vom Rädchen und Goethes kleines Weib, seine kleine tapere Freundin, von der ihr später einmal hören sollt, wie ihr die wilden Tage hingegangen sind, was waren die einzigen frühen Leute in Weimar, die nicht nur an sich und ihr Haß und Gut dachten, sondern für andre zu sorgen Zeit und Kraft fanden.

Mit der Großen, den berühmten Leuten befaßten meine Geschichten sich nur einmal nicht, wie ich schon oft gesagt habe, sonst könnte ich an dieser Stelle auch von der edlen Herzogin sprechen. — Für einen Fürsten ist es eine danbare Aufgabe, die Kräfte einmal ein wenig zusammenzunehmen und zu handeln, wie es sich für einen gelunden Menschen, dem das Herz auf dem rechten Fleck liegt, schickt, denn es wird als Vorfahrt, als Vorfahrt in alle Wege und alle finsternen Sachverhalte gebracht, als Ruhmeszeugnis und menschliches Armutszeugnis zugleich. Sch-

bleibe bei den Unbekannten, den Vergessenen und es zähle, wie der Förster vom Rädchen durch die Straßen läuft und schaut, wo etwas zu retten, zu helfen ist, wie er mit den Hausvätern in der Vorwerksgasse, denen sie die Häuser angezündet haben, das Feuer löscht. Sie haben eine Spritze herbeigezogen und arbeiten im Schweige ihres Angehens. Niemand denkt daran, ihnen beizuhelfen. — Es brennt und brennt rettungslos. Sie müssen ihre Spritze und ihre saure Arbeit gegen die Wühlerer verteidigen.

„Sauter!“ ruft der Förster, als ihm ein Franzose mit der flachen Klinge eine überhaut; — aber er läßt den Schläuch nicht los, der den Wasserstrahl in die wilde Gasse schickt.

Um die Spritze drängt und stößt und schwandert es jetzt. Sie schimpfen und wüten. Sie wollen nicht, daß gelipst wird. Es soll brennen. Aber am Förster vom Rädchen zerfällt alles Schambronieren und Wüten wie Wellen an einem Felsen.

Er reißt den Mund weit auf und lacht und lenkt seinen Schläuch und lenkt ihn auf die Franzosen, da schickt es unter sie hinein — Teufel auch! — Das hätte der Förster mit dem Leben büßen können! Aber er läßt dazu — und es hätten nicht Franzosen sein müssen.

„Bravo!“ rufen sie. So leicht beweglich sind sie wie bei uns nur die Gassenhaken.

Dr. A. Z. Grütter siebzighährig

In Bern feierte am 7. September Dr. phil. Anna Louise Grütter, eine der markantesten Persönlichkeiten der bernischen Frauenbewegung, ihren siebzighährigen Geburtstag. Bis zum Jahr 1942, in dem ihr Rücktritt erfolgte, unterrichtete Grütter Dr. Grütter an der Mädchenschule der Kantonsschule und deren Fortbildungsbildung, die in ihrer heutigen Form jetzt eigentlich ihr Werk ist. „Dr. Grütter“ — die Schülerinnen hießen sie wohl — verbrachte hinter ihrem energiegelassen Wesen ein glühendes Herz, das sich dem Mitmenschen und vor allem der Jugend hingab. Und dieser Jugend wollte Dr. Grütter nicht allein Schulwissen, sondern lebendige Bildungswerte vermitteln. Es ging der Lehrerin ja vor allem auch darum, die Persönlichkeit ihrer Schülerinnen zu heben, das Verantwortungsgefühl und die Urteilskraft der jungen Menschen zu entwickeln, sie zu selbstständigen Denken anzuregen und ihre Begabung für die eigenen Lebenswerte zu entfalten. Dr. Grütter genoss denn auch in hohem Maß die Zuneigung und das Vertrauen ihrer Schülerinnen. Und diese lebendige Beziehung zwischen Lehrerin und Schülerinnen brach selten mit deren Schulabschluß ab.

Anna Louise Grütter stellte ihre reichen Geistesgaben, die Kraft ihrer Persönlichkeit auch in den Dienst der Frauenbewegung. Die Idee der politischen Gleichberechtigung der Frau fand in ihr eine tatkräftige und überzeugungstreue Befürworterin. Dr. Grütter reichte sich der politischen Frauenbewegung im Jahre 1917 ein. Damals trat das neue bernische Gemeindegesetz in Kraft, das die Wahlbarkeit der Frauen in verschiedene Gemeindefunktionen brachte. Und nun galt es, in Wort und Schrift dahinzuwirken, daß der Wunsch des Gesetzes zur lebendigen Wirklichkeit wurde. Fünfzehn Jahre lang, bis 1941, stand Dr. Grütter an der Spitze des Frauenstimmrechtsvereins Bern. Und die Geschäfte des bernischen Frauenbundes blühten seit Jahren als Vorbildsmittel. Die Notwendigkeit eines engeren Zusammenhanges der Frauen erkannte, die sie zudem zahlreiche Vereine nach sich zog, wurde, vorab auf dem Land, und viele Berner Frauen sind nun in besonderen Kreisen vereinsmäßig gesammelt worden. Sehr am Herzen liegt Grütter eine rege Anteilnahme der Frau am kirchlichen Leben. Ihrem Einsatz als Präsidentin der „Kirchlichen Arbeitsgemeinschaft“ ist die Einführung des allgemeinen kirchlichen Frauenstimmrechts im Kanton Bern weitgehend zuzuschreiben.

Dr. A. Z. Grütter fühlte ihre Dienste auch der schweizerischen Frauenbewegung, organisierte die Ferienkurse des schweizerischen Verbandes für

Frauenstimmrecht und saß in der Kommission für Stimmrechtsänderung des Bundes (schweizerischer Frauenverein). Als Präsidentin der kantonalen bernischen „SAFFA“-Kommission hat sie ihr Teil zum Gelingen dieser denkwürdigen Schlußschweizerischen Frauenbewegung beigetragen — nicht zuletzt als unermüdete „Propagandaministerin“. Die Schweizerinnen in internationalen Kommissionen oftmals vertreten, hat sie mitgegeben, die Verbindung mit der internationalen Frauenbewegung herzustellen und zu sichern. Und als im Jahr 1946 der „Frauenbund“ für gleiches Recht und gleiche Verantwortlichkeit in Interlaken seinen ersten Nachkriegskongreß abhielt, war es wieder Dr. Grütter, die dieses bedeutende Frauentreffen in vorbildlicher Art organisiert hatte.

Die Einfühlungsvermögen und Hilfsbereitschaft dieser Frau, ihre stets sich erneuernde Lebenskraft lassen sie ja auch im Ruhestand nicht ruhen. In der Krieges- und Nachkriegszeit sah sie eine Hauptaufgabe darin, der Not der Flüchtlingsjungen zu steuern (sie leitete das bernische Hilfswerk für Emigrantenkinder); aber auch anderer Krisenperioden nahm sie sich an und schenkte weder Mühe noch Unbequemlichkeiten, um ihnen zu helfen oder ihr Los zu erleichtern. Dr. A. Z. Grütter gehört auch zu den wenigen Frauen, die in einer leichten Körperlichkeit des Rundschritts sich und Stimme haben: sie ist Mitglied der Radiogesellschaft Bern.

Wer mit Dr. Grütter zusammenarbeiten darf, liebt und ehrt sie um ihres aufrechten, großzügigen und vorurteilslosen Charakters willen. Wo Dr. Grütter ist, da ist auch ein Geist der lokalen Zusammenarbeit, der Solidarität. Und sie, die Unabhängigkeit, die sich nicht scheut, ihre Meinung frei herauszusagen, findet immer auch wieder das Vermittelnde, oft mit humor gewürzte Wort, wenn die Ansichten zu stark auseinanderlaufen, die Fronten sich verschieben wollen. Es ist ihr auch gelungen, den „Generationskonflikt“ aus Frauenzusammenschlüssen zu verbannen: sie versteht es, jung und alt einander nahe zu bringen, wobei keine falsche Empfindlichkeit, ist stets bemüht, frische junge Kräfte heranzuziehen und fördert auch die für leitende Stellen vorzuschlagen. Und wie versteht sie, „Grütter“, das bewährte Streikrecht der bernischen Frauenbewegung, darauf, ein vor der neuen Aufgabe, der Verantwortung zurechtfindendes Füllen zu ermutigen, anzupromen! Immer war und ist sie bereit, der Jugend etwas zuzurufen, eine Chance zu geben, sie zu fördern, und gerade auch dafür wissen wir ihr Dank. Wir entbieten der jugendlichen Siebzighährin ein Glückwunsch ins neue Lebensjahr und danken ihr für alles, was sie für die Frauen, die Frauenfrage und in fruchtbarer Erziehungsbereitschaft für viele Mädchengenerationen getan hat.

Gerda Meyer

möchte dafür gelten, also. Ist solches Empfinden wichtig, dann mag die Rechnung aufgehen, dann ist dazu nicht viel zu sagen. Aber oft wird der Wunsch für Wirklichkeit genommen: man möchte diese oder jene Weltansicht besitzen und denimmt sich dementsprechend, ohne zu merken, daß man empfindet und „meint“, ohne aber die Gestaltungsverkraft zu besitzen, die dem selbstverständlichen Annehmen wirklich vorhandener Gaben entspricht.

Noch wohl beglückende Begegnung, wenn man — und das kann in jeder Art von Beziehung geschehen, wo immer sich zwei Menschen entsprechen — wirklich empfunden wird, wie man empfindet: ein Ungelagtes schwingt mit, gegenseitige Sympathie schafft eine zarte Brücke vom einen zum andern, man fühlt sich aufgehoben im Wohlwollen des andern und das ist immerdar ein großes Geschenk.

Vom höheren Anspruch des gegenseitigen Gebens in der Liebe spricht ein weiteres Wort: „Was die Liebe menschelweise fordert, ist plastische Kraft. Darum gibt es in der Liebe wie in der Kunst so viele verunglückte Entwürfe ohne zureichende Kraft der Ausführung.“

Hofmannsthal hat seine Zeit und ihre Auswirkungen auf die Menschen nach und weise erkannt. Er mußte um die Seltenheit der vollkommenen Entfaltung. Ein kurzes Wort, das in den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts veröffentlicht wurde, lautet: „Die moderne Liebe ist eine schwache Melodie, überinstumentiert.“ Damals lebte man in der Nachkriegszeit nach dem Ersten Weltkrieg; es waren die Jahre, da man von Tanzmusik sprach, da viele Mädchen aus bürgerlichen Familien sich der freien Liebe, oft einer recht billigen Liebe zuwandten, weil ihre Hoffnungen auf Verlobung und Eheschluß durch das Sterben der jungen Männer ihrer Generation kaum mehr auf Erfüllung rechnen durften; da nach den Jahren, in denen der Tod umgegangen war, der Weg zum Leben, wenn auch auf jählicher Art, gesucht wurde. Was würde der Dichter und Betrachter darüber heute zu sagen wissen?

Ein Gang in den Straßen der Großstadt gab der Schreibern der wenigsten Gelegenheiten, gerade zu diesem Ziel ein heutiges Bild zu sehen. Es war um die Mittagszeit, da im hellen Sonnenlicht die Menschen in Scharen unterwegs waren auf den belebten Straßen. Junge Mädchen, nett anzusehen, wenn auch etwas gleichförmig mit Dauerwellen und make-up, gingen neben ihren Freunden. Und dreimal in einer Stunde gingen Mädchen vorbei, denen das Geben Alm in Arm nicht genügt, es mußte im Geben gestreift oder unarmt werden. — Schwache Melodie, überinstumentiert! Es werden die Gebarden im täglichen Gebrauch vorzeitig „abgemerkt“, alle Instrumente werden eingesetzt zum großen Orchester, wenn gar nicht ein großes Werk, wenn Schlagschlageloben oder im besten Falle Volkstheater gespielt werden. Man hat alle Tage großes Konzert und wenn der Tag dann kommt, der tatsächlich Größeres bringen sollte als der Alltag, das Verbotene, die Hochzeit oder andere schicksalsschwere Begegnung von Mann und Frau dann findet die Instrumente für die große jubelnde Musik verstimmt oder verbraucht oder gar verloren. Es mag sein, daß viele so sorglos und unachtsam mit sich selbst umgehen, weil sie nur die schwache Melodie kennen, nur sie zu spielen halten und daher nicht der Sehnsucht nach stärkerem, edlerem Klang in sich tragen. Können wie sie das noch? —

Es bleibt zu hoffen, daß manchen dennoch zu teil werde, Reifung zu erfahren und damit ein gesteigertes Vermögen, das Wertvolle vom Wertlosen zu unterscheiden. Ein einprägsames Wort steht hier für uns bereit: „Reifer werden heißt sich trennen, inniger verbinden.“ Wer lernen kann, Begriffe zu klären, Zurechnungen oder Entfälschungen als solche zu erkennen, mehr langsam lernt, das nicht mehr Gemäße dahinter zu lassen und das Gemäße zu bejahen — und immer mehr solches im Laufe eines Lebens nicht zu lernen verlernt? — der wird dieses Wort verstehen und es wird auch früher oder später erfahren, daß solches Trennen und Verbinden in eigentümlicher Wechselwirkung zu einander steht: daß der Wert zu schärferer Unterscheidung und zu klarerer Entscheidung nicht härter macht, sondern die Kräfte befreit, die sich um so inniger dem als zugehörig Erkenntnis

Politisches und Anderes

Nach zehn Jahren

In allen Ländern wurde des zehnjährigen Jahrestages des Kriegsausbruches gedacht. Mit Trauer gedenken wir der Tatfache, daß wir auch jetzt noch sehr weit von einer Zeit friedlichen internationalen Aufbaus entfernt sind. In China wird noch gekämpft und die Kommunisten drängen weiter vor; in Griechenland haben die Wehrmachtstruppen, dank besserer Ausrüstung durch die Vereinigten Staaten, die kommunistischen Partisanen endlich erfolgreich bekämpfen können, doch ist eine größere Gruppe derselben nach Albanien geflüchtet, wobei ein späteres Aufkommen des Bürgerkrieges nicht ausgeschlossen ist. Die Osterröcher warten noch vergeblich auf den ersuchten Staatsvertrag, obwohl die stellvertretenden Außenminister von Großbritannien, Vereinigten Staaten, Frankreich und Sowjetunion zu besten Vorbereitungen in Bernauz tagten. In über 20 Sitzungen bereiteten sie den Großteil der Differenzen; doch es hatten die Vertreter der Weltmächte mit dem Vorurteil nicht mehr zu tun, daß die Sowjetunion die Verhandlung bewußt hinauszögere, weil nach dem Auftreten des Friedensvertrages die Wehrmachtstruppen, also auch die Russen, aus Osterröcher zurückgezogen werden müßten. Zwischen Juglawien und den Russen hat sich die Spannung noch verschärft, es gehen Gerüchte über militärische Beratungen der Komintern (Moskau und Sankt Petersburg), die in Belgrad stattfinden. Aus diesen und noch vielen andern Zeichen ist zu erkennen, wie sehr Europa und die Welt sich überhaupt nach besseren Friedensgarantien Ausschau halten muß.

Wahlrechtsbauten

Sollen bei der Erstellung neuer Häuser auch weiterhin eingebaut werden. Der Bundesrat hat beschloffen, daß Bundesubventionen an Bauten in Ortschaften mit über tausend Einwohnern grundsätzlich von der Bedingung abhängig gemacht werden, daß der Bauherr die erforderlichen Zufußmaßnahmen trifft. Bestehende Schulpfände sollen erhalten bleiben, auch wenn sie zur Zeit anderweitig benutzt werden.

Zur Frage der Mutterkassensicherung hat sich der Bundesrat, eine kleine Anfrage von Nationalrat Tenzio (K. Graubünden) beantwortend, u. a. folgenmaßen geäußert:

Das Bundesgesetz über die Kranken- und Unfallversicherung vom 18. Juni 1911 verpflichtet die anerkannten Krankenkassen schon jetzt zu bestimmten Leistungen an die Wöchnerinnen. Es stellt sich deshalb bei Anlaß der Revision der Krankenversicherung auch die Frage des Ausbaus dieser Leistungen zu einer Mutterkassensicherung. Die Expertenkommission für die Revision der Krankenversicherung wurde deshalb beauftragt, im Hinblick auf frühere Beratungen für die Mutterkassensicherung die Frage der Einführung dieses Versicherungszweiges mit der revidierten Krankenversicherung zu prüfen. Die Arbeiten dieser Kommission werden fortgesetzt.

Im übrigen ist die Einführung der Mutterkassensicherung vor allem auch eine Finanzierungsfrage. Eine ausgebauter Mutterkassensicherung wird sowohl von Seiten der Versicherten wie von Seiten der öffentlichen Hand erhebliche Leistungen erfordern. Da die Versicherten zeigen, daß zurzeit die Beitragsleistungen an die Alters- und Hinterlassenenversicherung und die Unfallversicherung bereitwillig in Bezug auf die Schaffung neuer Sozialversicherungszweige, die neue Beitragsleistungen erfordern, eine gewisse Zurückhaltung angeht.

Das neunte Schulfahr

In den Kantonen Bern und Neuchâtel schon obligatorisch, wird nun auch im Kanton Zürich obligatorisch werden. Entgegen der Bauernschaft und der Mehrheit der Freisinnigen, die für fakultative Einverbinden können, handle es sich dabei um Menschen oder um Ziegen.

Zum Schluß sei ein kleines Wort hierher gesagt, das ebenfalls dem Buch entnommen ist, von Hofmannsthal ins Tagebuch eingetragene als das Wort eines andern Schriftstellers, was man denn deren viele und treffliche von ihm gesammelte Worte da auch findet. Es ist uns — da ja hier von so gar nicht leichten Dingen die Rede ist — als guter Hinweis auf den Weg mitgegeben, als ein Querschnitt, daß nicht aus der Schwere einer uns Gutes beschlüssen Wohlzogenheit, sondern aus Lichteit und so auch leichter Epiphanie die gute Einsicht wachsen kann: aus dem Verhassten des harmonischen oder harmonisch werdenden Menschen, der guten Willens ist. Es heißt: «Ce qu'on fait simplement, est simple à faire».

uns angebenden Alltag seine Berechtigung; mit Taft und in Grenzen dem üblichen, steht uns allen zu. Doch hat es mit den wichtigsten Dingen nichts zu tun. Begegnungen, deren „Leichtes Ausprechen“ dazu angetan sein kann, Klarheit und Selbsteinsicht zu bringen, berühren die Welt des Geistes und des Gemütes und sehr oft haben sie im Zusammenhang mit dem Wesen des einen oder anderen der Beteiligten. Als „Leichtes“ Ausprechen ist ein mehr schwebendes als gewichtiges, ein sehr zartes und dennoch lautes Andenken oder Denken gefast gemeint, was in der Begegnung der in der Familie zusammen Lebenden eine Rolle spielt. „Fortwähren“, das heißt immer wieder beim Bedarf, sich solcher Art ins Gespräch begeben, gelingt nur dem, der mit dem Tagelohne des Wählenden und Liebenden, mit schonungsvoller Rücksicht und doch mit der Wachsamkeit des Geschäftsmannes über das ausfallen kann, was er als Gutes oder als Schwebes mit seiner Umwelt erlebt. Dann und wann begegnen wir einem Menschen, der aus natürlicher Begabung dafür ganz besonders ausgestattet ist, wir andern haben uns dazu so gut es uns

gelingen mag, zu ergreifen. Aber ob besonders fähig oder nicht — dies so schone „Leichte Gespräch“ zu führen wird nur der gelernt haben, der die Wünsche des Ich mit den Bedürfnissen der Umwelt in Einklang zu bringen versteht.

Doch als „fortwährendes“ Gespräch, nicht ein Dauer-Gespräch oder ein zerredendes kleinem Reden über sonstigen Begegnungen gemeint ist, versteht sich von selbst. Es soll nur die Kontinuität der Gesprächsbereitschaft verbürgt sein durch eine Atmosphäre, die es zuläßt, daß jederzeit, wenn es dessen bedarf, gesprochen werden kann — wobei es sehr oft der vielen Worte nicht bedarf.

Ein anderer kleiner Satz: „Wie man empfindet, so will man empfinden sein.“ Ein einfaches Sätzchen, das seine Angriffskraft auf manche menschliche Schwäche in gut gezielte Stimpflichkeit verbringt. Jedermann will „empfinden sein“, will Gefühle oder Meinungen über sich selbst bei anderen auslösen: die Mutter beim Kinde (und umgekehrt), die Gattin beim Gatten (und umgekehrt), Untergebene bei Vorgesetzten (und umgekehrt). Schüler bei Lehrern (und umgekehrt), die Vorstandsmittelglieder beim Präsidenten (und umgekehrt) usw. Jedermann weiß auch um das Empfinden im Hinblick auf die eigene Person. Man sieht sich im Selbstbildnis, wäre für die meisten zu viel gesagt, denn das ist sehr schwer und bedarf einer großen, sehr großen Aufrichtigkeit. Aber man „empfindet sich“, man hat es im Gefühl, wer und wie man ist, man glaubt sich zu kennen. Einer empfindet sich z. B. als belächelt und erwartet, daß andere ihn auch so sehen; ein anderer glaubt sich „lug und

liebe, so blinde tolle Teufel voller Haß und Schmerz, die waren selten, selten, wenn jetzt auch die Gefühle die damaligen Tage davon zu gewinnen scheint, — so selten wie die Verräthen, die Tobstüchtigen oder Seltenen. (Fortsetzung folgt.)

Der Miß

„Reider, gute Frau, wir haben die Erdbeeren bereits verkauft“, sagte der Mann. Frau Marie wandte sich ab. Sie hatte doch den weiten Weg gemacht, um die billigen Erdbeeren, die das Injertat verbrachte, zu kaufen. Für ihre Familie daheim brauche es viel Konfitüre, morgens und abends zum Kaffe. Und wenn man etwas Preiswerteres haben könnte, war es immer gleich wohl. Ach, auch solche Dinge gehören vielleicht zu den Kleinigkeiten des Lebens. Dieses sehr oft aber aus lauter geringfügigen Gesehnissen zusammen und selbst eine Kleinigkeit kann einmal „das letzte Heu“ von der Heubühne des Lebens tragen. Ach, wegen der paar Erdbeeren, so zu denken. Es war doch beinahe zum Lachen!

Da fuhr gerade ihr Auto vor. Sie hätte ja gleich wieder unvermeidlich Dinge heimnehmen können. Es gab ja noch so viel anderes zu tun. Sie lächelte sich zu allem ja müde, um gleich wieder all die gewohnte Arbeit anzunehmen. Sie brauchte etwas anderes, ein bißchen Erholung und Zerstreuung, dachte sie sich. Aber daß sie nun gerade den Autobus, der in

entgegengesetzter Richtung fuhr, bestieg, das konnte sie sich augenblicklich selbst nicht erklären.

„Dahin erwartete man sie doch... Sie konnte sich die Gefühle vorstellen... Hans, ihren Mann, erhielt, verlobt und abgeheiratet, nach einem Tag harter Arbeit im Hofhaus. Hans, der sicher heute fürs Leben gern Erdbeeren gegessen hätte — sie hatten doch zusammen das Injertat gekauft und Hans hatte gesagt, sie solle doch diese billigen Beeren kaufen. Der weite Weg lohnte sich bei diesem Preis. Und dann Marie, ihre Tochter. Nach dem Lebensjertat raunte sie immer wie von alten Stunden geistert heim, weil sie ständig etwas vorhatte: einmal einen Spaziergang machen, ihren Freund, einen anderen, ein kleines Kino mit der Freundin. Sie war fast die ganze Woche „besetzt“. Und dann Fred und Anna, die nach Beendigung der Schuljahre immer bereit waren, ihre ganze Hausordnung auf den Kopf zu stellen und in der ersten halben Stunde die schöne Stube bereits in einen „Schliffbimmel“ verandert hatten. Und Fred, der Hund, der vor der Türe lag und wohl an einem alten Knochen nagelte, und die Käse im Kühlschrank, der Reis geliebten Geruchspfeife. Sie freudete sich mit mühsamer und mühsamer Arbeit auf, wenn sie heimkam. Nachts, da sie schlief, da sie warteten darauf, wieder geliebt und gestützt zu werden.“

Kochen, nichts als Kochen, anstreichen, Richte mo-

Es ist besser eine Versicherung zu haben
als sie nicht zu haben.
als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH
Anfall

Der Förster spricht weiter, jetzt wieder in die Stut hinein und zwei armelige Hausdier pumpen ähneln kappen; da reißen die Franzosen dem Förster aus dem Rücken den Schlauch an den Rücken. Zu Zwanzig fahlen sie über ihn her; — an der Schulter trägt er eine hübsche Wunde davon. — Dann greifen und zerlegen sie den Schlauch. „Da kann ich nichts machen“, sagte der Förster. „Sunde, verdammt!“

Er ließ sich seine Wunde von einem alten Weib verbinden, das den Kopf noch so weit bei einander hatte, um zwischen den Trimmern ihrer Schilfkörben dem Förster einzuermähen zu helfen.

Darauf verließ er sein Glück weiter. In dem Morgen, als die Weimaraner auf Befehl vor dem Schloß, in welchem der Franzosenlajer zur Zeit residiert, ein Hoch ausbringen sollten, weil er die Stadt so gnädig verschont habe, da ist es ihm, dem Förster, als hätten hundert Teufel ihn in der Wunde.

Sie werden es tun, die Weimaraner, die Kriecher, die Schlangebäume!“ sagte er sich. Und wieder fährt er wie ein Teufel in der Stadt herum und geht ein und aus umgeben in der Häuser ohne Türen, denn die Türen waren alle geschlossen, und er tritt in die mühen Stufen, in denen kein Stuhl mehr an seinem Blase liegt, nichts als Trimmer und Lumpen und elende verdinglichte, verdingerte Gestalten.

„Na“, ruft er, so mitten im Glende stehen: „Heute früh sollt ihr für die Schweine hier, und daß er

euch die Haut auf den Knochen ließ. „Wina“ rufen vor dem Schloß. Das läßt euch gelagt sein, wer wirklich so eine gutverbaunte Kadete ist und ihm norm Fenster trägt, den sieht ich bei Gelegenheit über's Leder, daß es dampft — daß ihr es wißt — ich bin am Platz.“

So läuft er von Hausdier zu Hausdier und macht überall ein Donnerwetter.

An einem Hause hatte er eine Aste durch das Gewölbe in Sicherheit gebracht, dort die Kinder, — in einem andern hatte er einen Kranken vor dem Diebstahlsgefahr beiläufig — überall hatte er irgend etwas ausgerichtet und sich damit verdient da konnte er schon etwas sagen. Wenn auch wenige von den braven Bürgerleuten begriffen, weshalb er sich so darüber erregte, daß sie dem Kaiser Napoleon ein Hoch bringen sollten — dafür war er ja Kaiser. Mein Gott, und wenn es sich um einen Kaiser handelt, muß einmal Hoch gerufen werden unter allen Umständen, sei es wie es ist — und Napoleon war der Weimaraner auch ganz recht. Es gab viele, die hätten es gar nicht ungern gesehen, wenn — na, es ist eins wie's andre schließlich, meinten sie. Jetzt waren es Kriegzeiten — aber in Friedenszeiten da meinte der Napoleon so über auch nicht sein. Es ist alles Wurst, — das waren so die Gedanken der braven Weimaraner und des guten deutschen Volkes damals.

Solche Momente alle wurden wie der Förster vom Rücken, solche vertraute Genies der Vaterlands-

führung waren, haben alle andern Parteien im Kantonsrat das Obligatorium bestritten.

Die kantonalen Sanitätsdirektoren

Befolgen sich an ihrer Konferenz u. a. mit den Ausführungsbestimmungen zur interkantonalen Vereinbarung über das Krankenpflegepersonal. Sie genehmigen die Anerkennung der Pflegegenossen und deren Verordnungen und wählen eine beratende Kommission für die Begutachtung von Krankenpflegegenossen.

Die Lehren von Selma

Die Hilfsbereitschaft für die Opfer des heimgelachten Sühner Berghofes Selma war bekanntlich so

groß, daß nicht nur alle Bedürfnisse befriedigt werden konnten, sondern die vielen in weiteren Materialen in Militärkassen und Schulbüchern aufgeschleppt werden mußten. Schließlich hatte man einen Verkauf dieser für Selma geschenkten Dinge organisiert, was begreiflicherweise Kritik auslöste. Auf Wunsch der Sühner Behörden hat sich nun „Pro Juventute“ der Sache angenommen; die Beiträge kommen nach Chur, werden inventarisiert und richtiger Verwendung zugeführt. Anschließt soll aber bei Sammlung nach Katastrophen eine Fach- und eine neutrale Institution für die Sache annehmen. Das Schweizerische Rote Kreuz wurde u. a. vorgeschlagen und hat seine Bereitschaft dazu bereits öffentlich erklärt. E. S.

Der Schweizerische FHD

Wenn wir mit den folgenden Artikeln pro und contra die Diskussion über unseren FHD eröffnen, so geschieht es in der Hoffnung, daß dieselbe Gelegenheit gibt, verschiedene Irrtümer, Vorurteile, begründete und unbegründete Kritik richtig zu stellen. Vor allem wäre uns daran gelegen, daß auch Frauen aus den Kreisen, die schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg der militärischen Mitarbeit der Frau zu Gunsten gestanden haben, sich zum Worte melden würden, da es offensichtlich darum geht, Behörden und Publikum einige psychologische Faktoren aufzuzeigen, denen bisher bis jetzt zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Die Redaktion

Aufruf zum Frauenhilfsdienst

Die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges haben gezeigt, daß sich der moderne Krieg nicht mehr nur auf den Schlachtfeldern zwischen den kämpfenden Armeen abspielt, sondern daß er das ganze Land und seine gesamte Bevölkerung erfaßt. Deshalb muß sich auch die Verteidigung auf das ganze Land erstrecken, und es kann nicht mehr die Armee allein leisten, die diese schwere Pflicht trägt, sondern jeder Bürger — Mann und Frau — muß mitwirken, die Heimat zu beschützen. Dieser Mittelschritt bedarf es für die moralische, die wirtschaftliche und auch für die eigentliche militärische Verteidigung. Die Aufgaben unserer Armee sind durch die technische Entwicklung der Waffen in großem Maße vervielfacht geworden. Man denke nur an ihre Abwehr. Es ist darum notwendig, so weitgehend als möglich den Soldaten für die Bedienung der Waffen frei zu halten und ihn überall dort, wo männliche Kraft zu entfalten ist, zu erheben.

Im Aktendienst der letzten Weltkriege haben zum ersten Mal Frauen in unserer Armee in diesem Sinne in dreizehn Millionen Dienstleistungen wertvolle Hilfspunkte geleistet. Auf Grund der Erfahrung hat die Bundesversammlung im Dezember 1918 den militärischen Frauenhilfsdienst durch ein Gesetz zum verbindlichen Bestandteil der Armee gemacht.

Die Anmeldeung zum Frauenhilfsdienst ist freiwillig. Die Dienstleistung der FHD im Frieden ist beschränkt auf einen Einführungskurs von drei Wochen und 90 Stunden in Wiederholungskursen, verteilt auf viele Jahre. Durch zeitliche Abkürzung ist der FHD die Möglichkeit zum Aufstieg zu höheren Funktionen gegeben. Die Zuteilung zur Reserve oder die Entlassung ist weitgehend erleichtert. Sie leistet Dienst im Lazarett, am Telefon, bei der Feldpost, bei den Briefschaften, als Melde- und Sanitätsfahrerin, in der Küche, in der Wäscherei des Zeughauses, als Führerin in den MGL, in den Flüchtlingslagern und namentlich bei der Betreuung der eigenen Volksbevölkerung u. a. m. Die FHD leistet die wichtigsten und wertvollsten Dienste. Sie erhält wie er Uniform und persönliche Ausrüstung. Wir richten an junge, gesunde Töchter und Frauen, welche mit Freunden dem Vaterlande als FHD ihre Dienste leisten wollen, die Aufforderung, sich dafür anzumelden. Beim Selbstschicksal jeder Orts- oder Landesgruppe besteht, denen ein Wert beigemessen ist, das über alle Einzelheiten genaue Auskunft erteilt.

Wir hoffen, es mögen viele unserer Rufe Folge finden und es mögen ihrer viele sich als geeignet erweisen, in Kameradschaft mit dem Wehrmann als FHD der Heimat zu dienen.

Die FHD-Dienststellen der Ter.-Zone 4 und der Ter.-Zonen 18: D. Wabner, Horn, G. Lauterburg, Zürich.

Die unterzeichneten Militärdirektoren der Kantone Zürich und St. Gallen und der Rd. der Ter.-Zone 4 haben von obenstehenden Auftrag Kenntnis genommen. Sie unterstützen aus voller Überzeugung die darin zum Ausdruck gebrachten Auffassungen und möchten ihrerseits beifügen, daß die Dienste, welche die FHD, auf den verschiedensten Posten der Armee und dem Volke leisten können, von großer Bedeutung für die Verteidigung unseres Landes sind. Der moderne Krieg stellt eine so große Summe von Aufgaben aller Art, die nicht durch den wehrtragenden Soldaten bewältigt werden können und sollen, daß die Hilfe geeigneter weiblicher Kräfte bei der umfänglichen Landesverteidigung notwendig ist. Sie ist auch durchaus möglich ohne Verletzung freier Empfindungen und unter Anknüpfung an Eigenschaften des Charakters, die den Schweizerinnen in schöner Weise gegeben sind.

Wie bei der Ausbildung der Kampfruppen, ist eine Vorbereitung der FHD, auf die andersartigen Aufgaben des Ernstfalls schon in Friedenszeiten notwendig. Wer die Landesverteidigung und damit die militärische Ausbildung bezieht — und jeder vernünftige und pflichtbewußte Schweizer tut dies — muß auch die zeitliche Organisation und Schulung der für die Armee tätigen Frauen begreifen. Töchter und Frauen, die sich dem Frauenhilfsdienst der Armee zur Verfügung stellen, leisten dem Schweizerland heute schon einen wertvollen Dienst.

Regierungsrat Dr. C. Watterlain,
Regierungsrat Dr. A. Roemer,
Oberst i. G. Gubler.

Entgegnung auf den Artikel „Eine Stimme zum Aufruf zum FHD“

Der Einsender dieses Artikels in Nr. 33 dieses Blattes wäre zu wünschen, daß sie als FHD aktiv Dienst leisten könnte. Sie würde die Probleme anders sehen und beurteilen als vom bloßen Hörsitz aus. Die unbegründete Notwendigkeit und Unmöglichkeit des militärischen Frauenhilfsdienstes hat sich während dem Aktendienst eindeutig erwiesen. Daß nach verschiedenen Fragen zu klären sind, ist selbstverständlich, handelt es sich doch um eine junge Organisation, die praktisch erprobt werden mußte. Es sind indessen große Fortschritte erzielt worden, die in der neuen Verordnung über den FHD vom 12. November 1948 enthalten sind. Es wäre gut gewesen, wenn die Einsenderin diese Verordnung genau gelesen und überdacht hätte, bevor sie sich in der Presse kritisch gegen den Beitritt zum FHD äußert.

Auf Grund der neuen Verordnung ist der FHD jetzt die Möglichkeit des Aufstieges gegeben: zur Gruppenleiterin, zur Dienstleiterin, zur Kolonnenführerin oder zum Dienstleiter. Wie über die in unterstellten FHD große Verantwortung übergeben ist. Als Dienstleiter kann sie zum Beispiel dem Stab eines Territorialkommandos zugeteilt werden und als solcher die Funktion eines Offiziers ausüben.

Die Probleme Vorgesetzte-Untergebener stellen sich gleichermaßen für Mann und Frau im Zivilleben wie im Militär. Es gibt unangenehme und eitle Vorgesetzte unter den Männern wie unter den Frauen, und es wäre meines Erachtens ein Trugschluß zu glauben, daß in dieser Hinsicht im Militär ideale Zustände geschaffen werden können dadurch, daß die FHD ausschließlich dem Kommando weiblicher Offiziere unterstellt würden. Das Verhältnis Vorgesetzter-Untergebener ist vorwiegend eine Sache des Charakters, und es ist nur zu wünschen, daß die Richtung sowohl bei den männlichen wie bei den weiblichen Gefolgspunkten und nach strengen Maßstäben Auslese getroffen wird.

Der Beitritt zum FHD darf jungen, leistungsfähigen und leidenden Schweizerinnen und -männern empfohlen werden. Die Auslese wird heute nach einheitlichen Gesichtspunkten und nach strengen Maßstäben getroffen, und es wird jede Anmeldung auf das sorgfältigste geprüft.

Die positiven Werte überwiegen im militärischen FHD berat, daß es bedauerlich ist, wenn Leute an

ihm Kritik üben, denen der Einblick fehlt. Diese positiven Werte wollen wir fördern und entwickeln, wodurch wir unsern Zweck, das wir alle lieben, mehr dienen als durch Kritik, die von falschen Voraussetzungen ausgeht.
FHD Dienstchef Kippman, D.

Zur Werbung zum FHD

Mit voller Berechtigung wurde im Frauenblatt vom 17. August darauf hingewiesen, daß von Frauen die Aufmerksamkeit zum Eintritt in den FHD unterbreitet soll. Die Realität der Frauen in weiten Bereichen des öffentlichen Lebens verbunden mit der „naheliegenden“ Einordnung in den unteren Rang der Armee vermag tatsächlich nicht den geringsten Funken von Begeisterung auszulösen. Ein drittes Moment aber scheint mir von gleicher Wichtigkeit zu sein, nämlich die Stellung des FHD bei den Aktibürgern.

Der Soldatenmuth hat sich der Abführung FHD bemächtigt und seine Deutung ist fesselnd. Es soll einige Umstände geben. Wir selber ist von verschiedenen Seiten zu Ohren gekommen. FHD sei die Abführung für Feldbrennen. Der Witz gilt als ausgezeichnet, wo er nicht längst bekannt ist, macht er sicher auf dem kürzesten Weg die Reize zum Stammtisch.

So ist es also häufig. Das ist also die vorstündliche Illustration zur Abführung, die der Frau als solcher und ihrer Funktion in der Armee entgegengebracht wird. Die patriotische Begeisterung junger Frauen ist also der Gasse verbannt. Wir klug die Reize bis unter die Haarmurzeln, als ich zum ersten Mal diesen Superwitz hörte. Daß er eine schwere Verleumdung darstellt für jede Schweizerin als mögliche oder aktive FHD kommt keinem der Lesenden und der Erzähler in den Sinn. Sie rekrutieren sich eben aus jener Anzahl von Männern, welche eine Frau tragen können: „Weßhalb kämpfen Sie eigentlich? Sie besitzen ja alles was Sie brauchen.“ Daß eine Frau sogar unter der Verleumdung der öffentlichen Reize leiden kann, ist ihnen ein unbekanntes und unangenehmes Wissen, das höchstens im Zusammenhang mit Komplexen genannt wird.

Es scheint mir somit ein wesentlicher dritter Grund gegeben zu sein, um den Eintritt in den FHD zu verweigern. Da das ganze Gerede auf Freiwilligkeit beruht, läßt sich bei dieser Haltung leider nicht von einer Demonstration oder einem passiven Widerstand sprechen. Sie wissen doch, liebe Herrn, daß der große Teil der öffentlichen Reize, der sich täglich in der indischen Bezeichnung gefühlt hat, auf einer glatten und kompromittierten Mischung von Geizhalsen beruht. Somit haben wir Schweizerinnen es bisher nicht gebracht und unter passiver Haltung gegenüber der Werbung zum FHD ist mehr ein Abschlachten als eine Demonstration. Jede Einzelne aber, die zu der Sache gefragt wird, vermag in ihrem Bereich den Frauenstandpunkt zu vertreten und durch den ausschließlichen Hinweis auf die drei erwähnten Gründe den einen und den anderen unter Aktibürger zum Nachdenken zu bringen. G. H.

Abkürzungen aus verschiedenen Zeitschriften aus dem Jahre 1944

(Eingeleitet von M. E. G.)

Nun wollen aber die Männer Fortschritt sein — und zwar als kleine Herrscher — und in allen Fällen das Wort führen. Dazu gehört Verantwortungsgefühl, das ihnen gegenüber, denen man das Wort perspektiviert. Es ist ganz widerständig alles besser wissen zu wollen und andere zu unterdrücken, wenn dann diese anderen nachher mitzuleiden haben. Und wir haben nicht nur mitzuleiden, wir Frauen, sondern plötzlich werden diejenigen Männer, die unsere Gegner sind, zwischen den Mannern, die unsere Einlenkungen abwehren und unsere Forderungen, unseren Einfluß in der Öffentlichkeit geltend zu machen, gesamtlich unterdrücken, nach unserer Hilfe.

Man kenne Tage an, da uns die Männerpolitik in dieses Land und in diese große Not geführt hatte, waren wir Frauen wieder gut genug, überall einzuspringen. Plötzlich können die Frauen nun wieder alles, wie im letzten Krieg, was die Welt wissen uns inzwischen abprachen und streitig machten. Es wird an unser Weib appelliert, und natürlich, wir sollten wieder alles umjost tun. Wie gewohnt, kein Gegenstand und selbstverständlich keine Lebenslösung werden. Warum wir Frauen aber leben sollen und woher das „schöne Geschlecht“ nun plötzlich die Kräfte und die Fähigkeiten hernehmen soll all das, was nun verlangt wird, still zu leisten und ergeben hinzunehmen, das können uns diese Politiker und Militärs nicht sagen. Nun sind die Sprüche vom „geheilten Heim“ und vom häuslichen „Heim“, wo wir Frauen nach männlicher Ansicht gehören, verflummt, statt dessen tönt das Gegenteil durch den männlichen Witterungsraum. Man hält uns Frauen von allem fern, das wir mit militärischen

Christophorus-Epiz im Beschlagnahmefeld

Eine der schönsten Legenden wurde von Ernst Klug (Militärminister im Baslerland) sehr eindrucksvoll vorgetragen und so ergreifend durchgeführt gebracht. Kleine Wälschler aus acht Nationen weiteten dabei in leuchtender Dichtung das Geschehen ein befehlender Chor von Mitarbeitern und einige Kantonsführer (Zürcher) als Instrumentalbegleiter. Begeisterungseffekte, Wundervollungen und von Frau Klug, der geübten Kupfermeisterin phantastisch geklaffte Gewänder trugen zu einer Darbietung von äußerster Reiz bei. Die Gestalt des Christophorus verlor dabei an langjähriger Mitarbeiter, Ernst Klug. „Ich suche den stärksten Herrn, ich folge dem hellsten Stern; das Weib will ich meiden, dem Guten will ich dienen.“ Diese Zeile führte Christophorus, dem immer wieder kein Engel erscheint. Im Arbeitskreis kann man ihm den Herrn nicht nennen, am Königsstern findet er ihn nicht; die Verlierer in Zeile gefallt werden vergeblich um ihn. Da erscheint ihm zuletzt ein Waldmännlein und weist ihm seine Aufgabe: über den reißenden Strom die Wanderer zu tragen. Und wie er erschöpft davon ausrastet, hört er die Bitte eines zuckenden Kindes; es ist das Justizkind, dem er nun die Last der Welt auf seine Schultern läßt und das ihn anweist, die Aufgabe den Menschen zu verfallen: „Wir wollen dienen.“ Dieser gemeinliche Gelübdegehalt befaßt das tiefenbedingte Spiel. H. L.

* Wiederholungen: Samstag, 10. September 20 Uhr, Sonntag, 11. September 15.30 Uhr.

Sinn bezieht man oder mit sicherem Instinkt verfallen können, aber die Konsequenzen dieser einseitigen Männerpolitik müssen wir jetzt in vollem Maße mittragen.“

FHD. „Für den Rückgang der Anmeldungen zum FHD spricht nicht gerade die Überzeugung von der Gleichwertigkeit der weiblichen Kameraden mit den männlichen hinsichtlich ihrer Urteilsfähigkeit. Wir Frauen wissen, daß wir nach dem Krieg mit Dank und schönen Worten abgefragt werden, daß aber niemand vom Frauenstimmrecht etwas wird wissen wollen, ausgenommen die Frauen. Woher leiten die Männer eigentlich die Kühnheit ab, von uns in der Stunde der Gefahr Forderungen zu verlangen, aber von unseren Rechten zu schweigen? Sind es nicht gerade die Männer, die „solange die Gefahr anhält“, die Frauen um Hilfe angehen?“

E. H. „Die Frauen bringen der Lage Verhältnisse entgegen bis zu einer Stelle, die heute allen einseitigen Schweizer als brüchige Stelle erscheinen muß. Man kann nicht durch ein Dienstbüchlein dem Militärgesetz unterstehen, ohne im bürgerlichen Recht eine Ergänzung zu haben. Die aktive Mitarbeit der Frau im Staat ist doch eigentlich die Grundlage für ihre Mitarbeit in der Armee. Daß das eine ohne das andere besteht, hat merkwürdigerweise unsere gesamten Frauenorganisationen damals nicht in Betracht gebracht. Sie sind nicht alle ausgefallen und haben erklärt: Gern, mit Freunden helfen wir dem Land! Aber unter einer Bedingung — daß wir unsere politischen Rechte erhalten. Es war nach meinem Dafürhalten ein Verlangen, zugegeben, in einer kritischen Stunde, wo Hilfe vielleicht wichtiger war, als Forderungen stellen. Trotzdem!“

EMH: „Liebe, männliche Kameraden in Zivil und im Wehrdienst — ist Euch noch niemals die Idee gekommen, daß Ihr ein Annehmen an die Frau stellt, das — der Lage der Dinge nach — völlig unbedeutend ist? Ihr wünscht die Mitarbeit der Frau; Ihr gebt ohne weiteres zu, daß sie notwendig und gut ist, aber damit ist es auch erledigt. „Gleiche Willkür, gleiche Rechte“ heißt es doch wohl. Wie kann man von der Frau verlangen, daß sie sich dem Staate widmet, wenn er ihr kein Mitspracherecht einräumt? Wie kann man verlangen, daß sie sich hintert, heim und Familie verläßt, wo man sie doch durch die Verneinerung des Wahlrechtes immer wieder auf das Heim und die Familie zurückdrängt? Es ist erstaunlich genug, daß alle die arbeitenden Frauen tatsächlich ihre Steuern zahlen, daß sie sich nicht wehren — es wäre an der Zeit!“



iden, flühen und flühen, Schube pugen und Vorleger klopfen, und jedem Rat und Antwort geben — ich ganz ausgehen für Heim und Familie!

Sie dachte darüber nach, als sie ihre müden Glieder im bequemen Polster des Autos etwas beugte, um sich zu entspannen. Sie war sehr müde. Kein Mensch fragte danach, ob sie müde war. Sie, die einst so lebhaft und lebensfrohe Frau, sah auf einmal die ganze Welt grau in grau. Sie fragte ihre Jahre wie ein Gewand, das man nicht abgestreift hat, und das sie schmeckte.

Der Bus hielt an und Frau Marie sah einen Mann vor sich. Sie stieg aus und betrat denselben. Wieder spürte sie Unruhe. Mein Gott, daheim warteten alle auf sie. Sie würden sich ängstigen... „Meinetwegen!“ belächelte sie und setzte sich auf die nächste Bank. Sie stellte die leere Einkaufstasche neben sich hin, die die Erdbeeren hätte aufnehmen sollen. Sie sah aufrecht, den Blick in die Ferne gerichtet und dachte an daheim. So, sie war also ihrer Familie richtig benachteiligt. Auf wie lange? Es kam drauf an. Sie begann sich alle möglichen Situationen vorzustellen. Wieviel würde sie sogar auf ein paar Tage zu Tante Rosa gehen, jetzt da sie einmal den entscheidenden Schritt getan hatte, und es gewagt hatte, sie daheim warten zu lassen. Sie hatte eben ihr Leben, alles laut. Woher sie sich daheim selber zu veranlassen. Die Kinder waren ja bereits über die Straße hinweg und konnten, wenn es nicht anders

ging, den Haushalt selber besorgen. Wozu sollte sie sich auch ganz abdrücken, man hatte doch keinen Dank. Es war ja alles Selbstverständlichkeit. „Ich brauche dies und jenes, ich muß frische Wäsche, andere Stühle haben. Wir haben Hunger und was gibt es heute?“ — „Kommt das Essen eigentlich bald, was ist das für eine Schweinerei?“ — Sie hatte dies alles laut. Sie war doch erst neununddreißig — und nichts als ein Lüttchen. Sie wollte doch noch etwas von Leben haben können!

Aber dann sagte sie sich wieder: „Bin ich eigentlich verheiratet? Was fällt mir denn ein? Jeder muß schlafen. Nur muß etwas geschehen, daß es mir nicht über den Kopf wächst. So kann es nicht weitergehen. Mein Leben ist vollkommen farblos und freudlos...“

Jetzt wurde ihr ein wenig leichter. Nach und nach umfing sie die Ruhe des Parks. Um diese Stunde kamen nur wenige Leute her. Von ihr fand ein herrlicher Blauholzbaum, daneben eine Bepflanzung, von einem Baum umgeben. Die Sonnenstrahlen spielten mit Zweig und Blatt und der Wind brachte die Blätter zum Knistern. Längs der Wege blühten Sommerblumen in überquellender Lebensfreude. Der Himmel war leicht bedeckt. Warum dachte sie jetzt gerade, es sehe aus wie ein alles umhüllender, mütterlicher Mantel? Vogelgeflatter erklang, frohe und wie ihr schien auch leichtmütig traurige. Ach, hatte sie es nicht längst verlernt, den Zauber der Jahreszeiten zu sehen? Wo war ihre jugendliche schwärmerische Ro-

mantik geblieben? Wo hatte sie doch einst mit Hans so schöne Spaziergänge gemacht und die Natur bewundert in Vielfalt und Wandel. Später hatte sie immer eine Ausrede, wenn er ausfallen wollte. Sie habe keine Zeit; die Wohnung, das Haus, die Kinder und die zu flüchtenden Hosen.

Eine Frau kam des Wegs. Frau Marie war es, als ob sie diese fragend, aber freudlich antwortete. „Ist es nicht wunderbar hier?“ fragte die Frau. „Sie sind auch nicht allein. Darf ich mich zu Ihnen setzen?“

„Bitte“, sagte Marie, noch etwas misstrauisch. „Ich bin sehr müde.“ „Dann haben Sie recht, ich hier auszurufen“, entgegnete die andere Frau. „Es gibt Anregung, Entspannung, man kann einen Anlauf zu neuen Taten nehmen...“

„Ich brauche Entspannung“, verneigte wieder Frau Marie.

„Man sieht es Ihnen an. Die Ruhe wird Ihnen gut tun. Nachher sieht alles anders aus, was einem bedrückt.“

„Ich weiß mir eben keinen Rat mehr“, kam es aus ihrer überrollten Sorgen. Sie hatte Lust, der Fremden ihr ganzes Leid zu sagen, ihr von ihrem grauen, überlärten Alltag zu erzählen und daß es nicht mehr so weitergehen könne. Die Frau hörte ihr zu, ohne ein Wort zu sagen. Dann aber drangen ein paar Sätze zu Frau Marie, die sie aufhorchen ließen:

„Es ist doch wunderbar zu wissen, daß man unentbehrlich ist. Ich bin zum Beispiel ganz für mich at-

lein. Leider hatte ich keine Kinder und der Mann ist längst tot. Ich lebe von einer kleinen Pension, ohne Sorgen, aber es ist immer, zu wissen, daß einem niemand nachfragen wird, wenn man gestorben ist. Man lebt so dahin, spürt das Alter kommen und alles ist so leer. Wenn ich nicht wenigstens in einigen wohltätigen Vereinen wäre! Sehen Sie, dies hält mich. Man spürt überall Not. Nur wenige sind in die Welt gelangt, daß sie keine Hilfe brauchen. Und die Verfallenen brauchen uns am meisten.“

Die Frau schweig. Es war ein langes Schweigen. Dann sprach Frau Marie aus:

„Ich glaube, ich muß heim“, sagte sie leise. „Es hat gerade sieben geschlagen.“ Und nachdem sie eine Weile zögerte, fuhr sie fort: „Sie ahnen gar nicht, was Sie mir Gutes getan haben! Ich war auf dem besten Weg eine große Dummheit zu begehen. Es ist so schön zu wissen, daß man unentbehrlich ist. Ich muß nach heim, liebe Freundin, Sie warten daheim alle auf mich — ich bin ja glücklich.“

Da fand die fremde Frau und schüttelte den Kopf. Sie wußte nicht recht, um was es ging. Aber sie spürte doch, daß da ein junges Menschenkind war, das seine Aufgabe nicht mehr erkannt hatte, weil sie zu dunkel war. Und sie war es, die ihm den Weg etwas erleuchten durfte. Sie hatte die Frau nur daran zu erinnern brauchen. Wieviel sie im Grunde mehr wert war, wie verloren alle ohne sie wären und wie schön, ja wie herrlich es ist, dies zu erkennen. E. S. e.

Pic-Fein
Kochfett
soll's sein!!

Wie soll man „Krankenbesuche“ machen?

Man sitzt im Leben bei den täglichen Arztbesuchen immer wieder von neuem auf Besuch, die sich förmlich auf „Krankenbesuche“ spezialisiert zu haben scheinen, denn keine Erkrankung des Patienten kann von ihrem Vorhaben abbringen. Im Krankenbesuch ist nach ihrer Meinung so viel Zeit vorhanden, nichts eilt, man hört da auf so viel, denn es kommen immer viele Besucher, und jeder weiß halt eine andere „so interessante Neuigkeit“ zu berichten. Dem Kranken tut diese Art der Unterhaltung oftmals durchaus nicht gut. Sie lenkt ihn bisweilen sogar von seiner Krankheit etwas ab, oder sie beschäftigt auf der anderen Seite in ihrem Übermaß seinen Kopf viel zu viel, seine Nerven werden überanstrengt, und er fühlt sich daher am Abend sehr müde. Die Heilung wird oftmals dadurch beeinträchtigt. Schlimmer ist es aber noch bei langwierigen und ernsthaften Erkrankungen, die häufig auch die Gemütsverfassung des Patienten stark beeinträchtigen. Besonders solche Personen sollten nur besucht werden, wenn man ein wirkliches inneres Bedürfnis hat, ihnen eine gewisse Freundschaft zu beweisen. Besucher, die aus herzlicher Anteilnahme kommen, werden stets gern gesehen sein, denn sie erheben in der Tat den Patienten, und sie tragen viel dazu bei, die für jede Heilung so wichtige günstige Gemütsstimmung zu entfachen. Jeder Krankenbesuch sollte aber stets nur von recht kurzer Dauer sein. Von Fall zu Fall kann man schon mit manchen Patienten über die Krankheit sprechen, aber man sollte ihn unter gar keinen Umständen etwa schwer krank finden, sondern ihn durch ein paar vertrauensvoll optimistisch klingende Worte aufzumuntern versuchen. Reinesfalls darf man ihm etwas von ästhetischen Schmerzen, Ermüdungen, Berührungen und deren Folgen, die gar zum Tode oder zu langandauerndem Siechtum führen, andeuten. Man sollte stets nur ermutigen oder keinesfalls erschrecken. Ein verzagter, schnell jammernder Patient darf sich wohl dadurch zu richtigen Einsichtungen seiner karmlosen Erkrankung gebracht werden, daß man ihm von anderen Leidensgenossen erzählt, die bedeutend länger ausharren, weit mehr noch erdulden mußten, so daß es ihm den Umständen nach doch recht gut und zufriedenstellend erginge. Jeder Krankenbesuch muß mit einer erfreulichen Feststellung beginnen, oder er sollte zum mindesten damit enden. Entweder sieht der Kranke bereits deutlich besser aus, als man das überhaupt erwartet hatte, oder dann wird es ihm höchstens beim nächsten Besuche schon besser gehen. Stets soll man so viel wie nur irgend möglich aufzumuntern trachten, niemals aber unnötigerweise Besorgungen vor ihm erwecken.

Sobald der Kranke nun müde wird, sich zurück-

lehnt, beim Sprechen beginnt mühsam nachzudenken, ist es die höchste Zeit, den Besuch abzubrechen. Sollte der Patient nun gar nach den Besuchen erhöhte Temperaturen über 37,5 Grad aufweisen, so dringe man darauf am nächsten Tage möglichst nur die nächsten Angehörigen für fünf bis zehn Minuten zu dem Patienten vorzulassen, alle anderen Besucher weise man strikte ab. Menschen, die lange an das Bett gefesselt sind, sei es durch einen Unfall, Operationen oder anderer Umstände wegen sind zum Teil für Besuche dankbar. Hier kann man ihnen bei ihrer Tätigkeit Bücher mitbringen oder allerlei Kleinigkeiten schicken, um ihnen so die notwendige Ablenkung zu schaffen. Hingegen ist bei allen Kranken mit Herz-, Nerven-, oder gar hiesigen Erkrankungen die Erlaubnis für die Besuche nur allein durch den Arzt einzuholen, denn hier ist äußerste Vorsicht am Platze. Der Körper eines solchen Patienten ist gar so oft nicht mehr widerstandsfähig, eine kleine Erregung durch ungeschickte oder unbeabsichtigte Äußerung kann die Nerven bereits stark reizen und auf diesem Wege, wenn auch nicht eine eigentliche Verschlechterung, vielleicht aber immerhin eine wesentliche Verablangung des Gesundungstempes herbeiführen.

Krankenbesuche sind also niemals ein Vergnügen, das man sich selbst bereitet, sondern stets eine recht zu nehmende, verantwortungsvolle Angelegenheit, daher richte man sich darin ganz nach dem tatsächlichen Befinden des Kranken.

Dr. P. K.

Jahresbericht für das Jahr 1948

Verein für Invalidenfürsorge beider Basel

Der Jahresbericht läßt die große Zahl von 305 Invaliden, Blinden, Taubblinden, Einarmigen oder sonstwie körperlich Behinderten vor unser inneres Auge treten. Es sind Menschen, die sich nicht wie andere selber helfen können, sie bedürfen der Hilfe. Diese wird ihnen von der Invalidenfürsorge gebracht, sei es, daß sie Prothesen oder andere Apparate erhalten, daß ihnen Spital-, Anstalts- oder Arztkosten bezahlt werden, daß sie besonders geschult und unterrichtet werden, daß ihnen ein Arbeitsplatz verschafft oder ein Ferienaufenthalt ermöglicht wird.

Die Invalidenfürsorge geht aus von Menschen, die die Not der anderen nicht nur erkennen haben, sondern noch viel enger gefasst werden und nicht mehr an ihr vorbeigehen können. Besonders Gemüht legen sie auf die Arbeitsbeschaffung, weil sie damit dem Hilfsbedürftigen die Möglichkeit schenken, sich weitgehend selber zu helfen, sich als nützliches Glied der Gemeinschaft einzuordnen und dabei selbstbewußter und glücklicher zu werden.

So gerne die Invalidenfürsorge hilft und sich für die benachteiligten Menschen einsetzt, kann sie dies doch nur dann tun, wenn ihr Mittel zur Verfügung stehen. Sie braucht Geld, viel Geld. Dieses floß ihr im Berichtsjahre leider in geringerer Weise zu als früher. So groß die Dankbarkeit der öffentlichen und privaten Gebern, den Spendern bei der Sammlung und der Glückseligkeit gegenüber ist, wird doch durch die Feststellung, daß die Arbeitsbeschaffung im Jahre abgenommen hat, daß das Interesse an Invaliden klein ist und daß es vielfach an der Bereitschaft, ihm Arbeit zu geben, mangelt, eine gewisse Beunruhigung geschaffen.

Wie soll es weitergehen? Kann die Arbeit so fortgesetzt werden, wie es der vorhandenen Hilfsbedürftigkeit angemessen wäre? Dem, der sieht, sieht sich nicht ein Weg, darum fallen wir uns auftrauen zur Hilfe zu unsern armen, leidenden Brüdern! Dr. E. Brn.

Veranstaltungen

„Heim“ Neukirch an der Thur

Volksbildungsheim für Mädchen

1. bis 8. Oktober 1948: Herbstferienwoche.
Leitung Fritz Wartenweiler.

Thema: Sollen wir uns von der nordamerikanischen Lebensart beeinflussen lassen? Was bedeutet das für die Beziehung unserer Jugend. — Aus dem Programm: Gegenläufige im geistigen Leben der Vereinigten Staaten, von Abraham Lincoln bis Truman, moderne Erziehung, Bildung der Erwachsenen in den Vereinigten Staaten und Kanada usw. Nachmittags je zwei Stunden Ballett, unter Leitung von Kindergartenmädchen.

12. bis 14. November:
Wochenende zur Weiterbildung von Leitern für Ausprachende über häusliche Erziehung.

29. November bis 3. Dezember:
Bäuerinnenwoche: Wir und unsere Tiere.

Winterferien: Vom 15. November bis Ende März (Alter 17 Jahre und darüber). Einführung in die Arbeit in Haus, Küche und Kinderstube. — Leben und Aufgabe des jungen Mädchens, der Frau, Mutter und Staatsbürgerin. Bepredung religiöser, sozialer und politischer Fragen. — Turnen, Singen, Spielen. — Sonst auf Wunsch Spinnen und Weben. Ausführliche Programme für Ferienwoche und Prospekt für den Winterkurs sind erhältlich bei der Heimleitung: Tel. 5 24 35

8. Heinrich Schütz-Singwoche

Die diesjährige Schütz-Singwoche findet unter Leitung von Walter Tappolet wieder im „Chubersbühl“ im Emmenthal statt, und zwar vom 8. bis 15. Oktober. Das genaue Programm kann bei Tappolet, Zürich 8, Lureweg 19, bezogen werden.

Die 17. Schweizerische Singwoche

wird in Solothurn-Männedorf (Reformierte Heimstätte) durchgeführt vom 9. bis 15. Oktober unter Leitung von Alfred und Clara Stern (Wägelsstr. 12, Zürich 41). Das Programm umfaßt Bläser des Gesanges vom einfachen Choral und Volkslied bis zur Motette und Kantate, Zusammenpielen von Instrumenten, Förderung im Bläserpielen (für Anfänger und Fortgeschrittene) und Volkslied. Die Woche, die für jedermann zugänglich ist, dient der Musik in Familie, Schule und Chor; sie bietet in erster Linie Arbeit und froher Geselligkeit Anregung und Erholung zugleich. Anmeldung möglichst bald an die Leitung.

Radiosendungen für die Frauen

Für die Hörerinnen, die am Berner Frauentag an der Kaba nicht teilnehmen können, berichtet und rezipiert Trudi Greiner Montag, den 12. September um 14 Uhr. Die Tage werden länger und kühler. Eine „Kleine Bäckerei“ unter dem Schein der Lampe? Aber gerne! Die Anleitung dazu vermittelt die Sendung „Motiers und probiers“ Donnerstag, den 15. September um 14.00 Uhr. Dr. Charlotte Spitz bespricht Freitag, den 16. September um 14 Uhr in ihrer 6. Sendung „Mutter und Tochter“ das Thema: „Die Mutter als Helferin“, während „Der Hausgarten im Herbst“ Erica Schellenberger besonders am Herzen liegt. „Deut und dege“? Hanna Will und Anneliese Rüppel kommentieren gleichfalls am 18. und 25. „Erlebtes und Erleuchtetes aus dem Alltag“.

Redaktion:

Frau El. Studer-o. Goumoens, St. Georgenstraße 68, Winterthur, Tel. 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Präsidentin: Dräulken Dr. C. Fägeli, Troldstraße 28, Winterthur

Hotel Angustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Geprüfte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Giger-Kaffee

ist
Qualitäts-Kaffee



HANS GIGER & CO.
BERN

Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35



Was man auch näht: stets kommt es an selbst auf das kleinste Drum und Dran. Nicht nur der Zuschnitt macht das Kleid, auch guten Faden braucht die Maid. Ja, Faden gut und stark und fein - kurz: Mettler-Faden soll es sein.



HELVETIA-STARKE



Erhöhtlich in
Spezialerhandlungen und Drogerien
STÄRKEFABRIK WÄDENSWIL



sind
Vorzüglich

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

SCHAFFHAUSER WOLLE



Meine Frau
hat Zeit
für mich!

Sie reinigt Böden, Türen, Möbel, Lavabos, Badewanne, Waschherd, Tröge und manches andere im Nu, aber gründlich mit Grafitol!

Sie nährt Parkett und Flies, Holz und Stein mit der Bienenwachs-Bodenwische Münster und zaubert damit einen haltbaren Hochglanz.

Für die tägliche Blitzreinigung aber verwendet sie das Wundermittel Grafitol-Glanz und kann damit im gleichen Arbeitsgang putzen und wischen.

Drogerie Finsler im Meiershof

Zürich
Erhöhtlich auch in Ihrer Drogerie oder
Ihrem Spezialgeschäft

Wäsche nach Gewicht

das Einfachste für die Hausfrau.
Schnellste Behandlung bei billiger Berechnung.
Tadellose Ausarbeitung Ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Abgabe Badgasse 2 16 42

STELLENGESUCHE

Haushalt-Hilfe

Auslanddeutsche Pfarrerswitwe. Vierzigerin, möchte für 3 Monate nach der Schweiz, um unser Land und seine Frauen kennenzulernen, zu selbstständiger Führung eines Haushaltes, zu Kindern oder als Haushilfe in eine Anstalt. Bescheidenste Ansprüche. Beste Referenzen durch
Pfarrer Ed. Platzhoff-Laune in Torrilh-Montroux

Institut MINERVA Zürich

Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfenkurs



Der heimliche
Teeraum
Marktgasse 18
Alpisteube
W. BERTSCH, SAHN
ZÜRICH



„Guets Brot“
„Feini Guetzli“

Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstrasse 37 Tel. 32 70 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 98 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72